

Der Tote vom Hinterberg [Fortsetzung]

Autor(en): **Wirth, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

seiner Bergfahrt, kehrte er um und lief in den Eschangel, so schnell er konnte. Herzlich und mit glücklichen Augen empfing ihn Liseli.

„Ach, Christen, der Herr Pfarrer sagt das Gleiche wie ihr alle! Er hat mir zugeredet und mir die Angst vom Herzen genommen. Ich sehe es jetzt deutlich, daß es kein Unrecht ist, wenn ich dich lieb hab' und wenn wir uns heiraten!“ Christen ließ sein Meitschi nicht weiter reden, er drückte es so fest ans Herz, daß es sich wehren mußte. Darauf gingen sie zum Vater hinein und besprachen mit ihm ihre nähere und weitere Zukunft. Dabei ging Liseli mit fröhlichen Schritten in der Stube herum und begoß die Blumen, die trotz der späten Jahreszeit noch vor seinen Fenstern blühten.

Liseli erklärte, daß sie ein Jahr warten wolle mit dem Heiraten und hoffe, daß ihr die Mutter bis dahin verziehen haben werde.

„Ein Jahr ist lang!“ sagte Christen klaglich, machte aber keine weitem Einwendungen. Darauf sprachen sie von der Mutter, zum ersten Mal, ohne daß Liseli in Selbstanlagen und Schluszen verfiel.

Der Vater erzählte von der Zeit, da Katri jung und sein Schatz gewesen, und davon, wie fleißig und wirtschaftlich und tüchtig die Frau gewesen und wie alles vor ihr Respekt gehabt! „Ich auch,“ schloß er und machte ein verwundertes Gesicht, als die andern lachten. Er holte eine Flasche Wein herauf und schenkte ein, und ruhig und würdig tranken die drei ein Glas auf Liselis und Christens Zukunft. Darauf ging Christen, und erleichtert bequab sich Sami zu Bett, froh, daß sein Kind endlich wieder in ein ruhige Geleise gekommen sei. Liseli aber schlief zum ersten Mal seit der Mutter Tod die ganze Nacht hindurch und erwachte voll Erstaunen darüber, daß ihr die Sonne lachend ins Gesicht schien.

(Fortsetzung folgt).

Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Aber ich habe es immer noch nicht ganz geglaubt, immer noch eine schwache Hoffnung genährt, immer noch ein Wunder vom Himmel für möglich gehalten, das mich retten würde. Eine letzte Frage noch richtete der Verzweifelte an das Schicksal. Diese sollte entscheidend sein. Der Name, meinte ich, mag viel äußere Wirkung tun, vielleicht sogar entscheidet er alles. Nur weil ich keinen berühmten Namen habe, läßt man mein Bestes unbeachtet — meine Werke sind am Ende doch nicht gar so schlecht, nur das Vorurteil dem Unbekannten gegenüber lehnt sie ab. Da kam vor kurzem ein Preis ausgeschrieben. Manuskripte in Schreibmaschinenchrift, ohne Namen, nur mit Motto versehen, sollten eingereicht werden. Die besten würden prämiert, die Namen erst nachher ermittelt und veröffentlicht. Hier also war der Name völlig ausgeschaltet, nur der Wert der Arbeit entschied, und die Preisrichter waren die berühmtesten Schriftsteller und Kritiker Berlins. Das Urteil, das von diesen kam, mußte unparteiisch, gerecht, ein reines Schicksalsurteil sein.

Dieses Schicksal nun wollte ich zum Schlusse noch befragen. Meine beste Novelle ließ ich mit Schreibmaschine kopieren und sandte sie ein. Unter dem Motto: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß...“ Vier Wochen wartete ich in Angst und Hoffnung. Mein Bestes hatte ich hingegeben, Besseres vermochte ich nicht zu bieten, der Preis mußte mir zufallen, oder ich war für immer gerichtet. Heute kaufte ich mir die Nummer des Blattes, in der die Entscheidung stand. Mein Name war nicht dabei: der erste und alle die folgenden Preise, sie fielen andern zu. Nicht einmal angekauft hat die Redaktion meine Novelle, wie sie es mit einer Reihe von Nichtprämierten tat; heute abend kam das Manuskript mit dem üblichen Bedauern zurück. Keine Stimme war dafür abgegeben worden. Wertlos!

Ich habe mein Urteil empfangen. Was wäre jetzt noch ein neuer Roman? Ein törichter Kraftaufwand und eine neue Niederlage! Gottlob, nun brauch' ich ihn nicht mehr zu schreiben; ich weiß das Resultat ja

schon im Voraus! Ganz genau weiß ich es nun. Meine Stirne hat die Muße der Poesie nie geküßt. Ich bin kein Dichter. Kreuze hab' ich wohl gezogen, weit hinaus und weiter, doch in einem vereinsamen, toten Wasser. Nie werde ich ein Gottfried Keller, nie schreibe ich einen „Förn Uhl“, nie bringe ich ein „Alt Heidelberg“ auf die Bühne. Und „Förn Uhl“ und „Alt Heidelberg“ sind ja nicht einmal Gipfelpunkte, nur Modeerfolge der Saison, die ihre Verfasser reich gemacht haben! O, nicht einmal zu einem Sationerfolg wird mein Talent ausreichen, nicht einmal zum bescheidenen Tageserfolg eines Unterhaltungsschriftstellers oder Familienblattpoeten! Ach, ich habe viel gelesen und weiß, daß ich nicht schreibe wie alle andern, nicht so gefällig, nicht so gut! Würde man mich jetzt fragen, was ich eigentlich kann, was ich eigentlich will, bei Gott, meine Antwort müßte lauten: „Ich weiß es nicht...“

Vor Jahren las ich mal ein Wort, das mich seiner Häßlichkeit wegen empörte. Es hieß Pubertätspoesie... Hat dies Wort seine Existenzberechtigung nicht an mir selbst nachgewiesen? Was waren meine vielen Liebesgedichte anderes? Kann denn jene geheimnisvolle Kraft, die jeden faulen Schuljungen zum Dichter macht, einen Menschen durchs ganze Leben tragen?

Nur zum Lokalpoeten würde die Kraft vielleicht getaugt haben. Daß ich das nicht erkannte! Dabei hätte ich ein Dichter sein können, wie es im Land so viele gibt, wie schon mein Großvater einer war, der hinterm Ladentisch holprige Verse machte... Zu allen Geburtstagsfesten, Hochzeiten, Kindstaufen und Todesfällen hätte ich meine Strophen gedichtet, sie vielleicht auch im „Intelligenzblatt“ abdrucken lassen, hie und da sogar eine Erzählung im „General-Anzeiger“, und ich wäre geachtet und geehrt gewesen von der ganzen Stadt, vom ganzen Amtsbezirk. Glücklicherweise wäre ich gewesen und einst in Ghien als ein großer Dichter begraben worden, als einer der wenigen glücklichen Dünensöhne, die ihren Kindern zum Nachruhm auch noch irdische Güter hinterlassen... Hätte ich mich nur

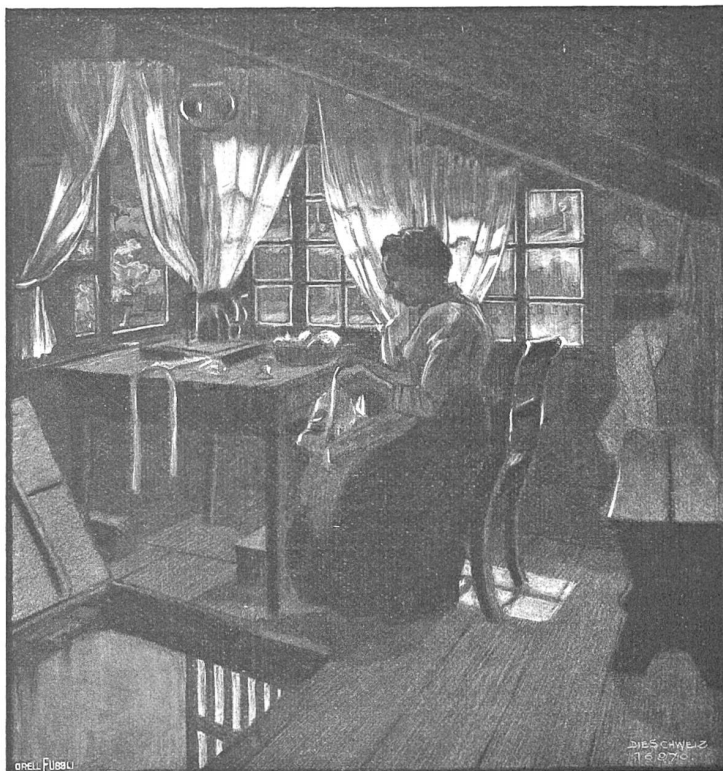
bescheiden können, ein Krämer zu sein und ein Lokalpoet, mir wäre das Leben golden geworden! In die große Welt hinein habe ich nie gepaßt. Und jetzt ist's zu spät. Jetzt muß ich selbst mein Schicksal umgestalten. Jetzt heißt es: Rückkehr oder Tod!

Ach, ich kann nicht mehr zurück! Eine furchtbare Macht hält mich fest in Berlin: mein Stolz. Triumphierend wollte ich einst im Elternhaus erscheinen und meinem Vater sagen: „Siehst du, deinen Zorn hatte ich nicht verdient! Es war mein Beruf, und ich müßte ein Tor gewesen sein, wenn ich dem Zuge des Herzens nicht gefolgt wäre. Nun hat mich die Kunst mit Gold und Ehren überhäuft, während du als Kolonialwarenhändler mit der Konkurrenz anielige Kämpfe führst. Siehst du, ich bin reich und frage: „Was kostet die Stadt?“ Und meiner Mutter wollte ich in die Arme fliegen und ausrufen: „Nun trockne deine Tränen, liebes Mütterlein! Als einen Verlorenen hast du mich beweint; aber als ein Neugeborener stehe ich wieder vor dir! Was ich denke und schreibe, wägen sie mir dort mit Golde auf; das Schönste aber, was ich denken und schreiben kann, ist doch nur das Eine: „Mütterchen, ich liebe dich!“ . . . Träume, Träume! Und schwerer als je liegt der Unmut des Vaters auf meiner Seele, und heißer als je brennen die Tränen der Mutter in meinem Herzen. Ich möchte hinstürzen und rufen: „Verzeihung! Erbarmen! Nehmt ihn wieder auf, den verlorenen Sohn! Er hat der Welt und der Kunst entjagt, will nichts mehr sein als euer folgsames Kind und nichts mehr tun, als euern Schmerz in späte Freude verwandeln . . . Erbarmen! Vergebung!“ . . . O, ich weiß, mit Tränen der Freude würden sie mich aufnehmen, und alles, alles wäre wieder gut!

Aber kann ich das noch, der ich so selbstbewußt meinem Vaterhaus den Rücken wandte, der ich so kühn verheißend ausrief: „Ihr wurdet von mir hören!“ Kann ich das noch, der ich alle Liebe, die mir Heimat und Vaterhaus in unrdienter Fülle boten, verächtlich mit Füßen trat und all die warmen Hände zurückstieß, die sich verlangend nach mir erhoben? Kann ich bekennen und jagen, mein selbstgewählter Weg habe mich in Irrtum, Elend und Not geführt? Verirrt sich das mit meinem Künstlerstolz? Meinem verdamnten, unglückseligen Künstlerstolz! Nun verwehrt mir der die Rückkehr und stößt mich von der Schwelle des Elternhauses hinweg, die ich jede Nacht im Traume weinend küsse, stößt mich aus dem Städtchen hinaus, wo meine Schulkameraden sind und meine Bewunderer von einst, die Frauen und Mädchen! Die einst gespottet, würden jetzt hohnlachen, die einst angebetet, würden jetzt bemitleiden . . . Nein, nein! Entweder als gefeierter Dichter zurück oder niemals! Also niemals!

17. März.

Quälende Bedenken sind mir gekommen, gegen mich selbst und gegen meine geheimen Pläne. Besitze ich denn



Aus Lattenbach im Simmental. Die Schneiberlin.
Nach farbiger Kohlenzeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

das folgenschwere Recht, jetzt schon den Kampfplatz zu verlassen? Hat ich alles, was in meinen Kräften stand, ließ ich kein Hilfsmittel unbenutzt, bin ich wirklich schon geschlagen und todeskräftig?

Zimmer noch geht mir eine Szene nicht aus dem Sinn, ein Gespräch aus jenen Tagen, wo ich im halben Fiebertraum die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, Mitarbeiter einer Zeitschrift zu werden, an die meine sinkenden Hoffnungen verzagend sich noch klammerten. Da stand ich einem Redaktor gegenüber, dessen Optimismus mir weh tat, der mir nicht helfen konnte und doch meiner Angst vor dem Untergang keine Berechtigung zugestand.

„In Berlin,“ erklärte er mir fast schroff, als ich ihm verraten hatte, welche schlimmsten Beürchtungen mich marterten, „in Berlin geht heutzutage kein Schriftsteller mehr zu Grunde, nicht einmal ein mittelmäßiger, am allerwenigsten einer, der wie Sie Begeisterung zur Sache mitzubringen scheint. So einer hält sich stets über Wasser. Er kann bis zum Neufßersten kommen; aber er geht in Berlin niemals unter, verstehen Sie, niemals!“

„Peter Hille . . .“ wagte ich einzuwenden.

Der Herr unterbrach mich. „Das ist etwas ganz anderes. Ich habe Peter Hille gekannt. Er war wohl ein sehr starkes Talent, aber ein ganz zerfahrener Charakter. Ein verworrener Kopf, der nicht wußte, was er konnte und was er wollte, der nicht einmal sein Weniges zu nutzen verstand. Einer von denen, die glauben, der Erfolg müsse auf sie herabregnen wie ein unverhoffter Wolkenbruch, sie brauchten sich gar nicht um seinetwillen zu bemühen . . . Was haben Sie mit

Peter Hille gemein? Sie arbeiten bewußt und mit einem festen Ziel, Sie kennen die Wege, die der Anfänger zu gehen hat, Sie haben es im ganzen auch richtig angefangen. . . Ich sage Ihnen: Der Erfolg kommt sicher, wenn irgend etwas Brauchbares in Ihnen steckt! Peter Hille ist an seiner Halbheit, seiner Unfertigkeit, seiner Weltfremdheit zu Grunde gegangen; von Ihnen habe ich einen andern Eindruck. . . Sie müssen aushalten und können aushalten, Sie sind jung und arbeitsfähig. . . Berlin läßt keine irgendwie brauchbare geistige Kraft verhungern, auch keinen Schriftsteller! Vergessen Sie das nie!"

Dies offene, fast herbe Wort hat mich damals erschüttert, erhaben und mächtig aufgerüttelt. Damals! Und wenn ich auch nichts gemein habe mit jenem unglückseligen Peter Hille, sein Unglück hab' ich doch mit ihm gemein. Soll ich es darauf ankommen lassen? Soll ich warten, bis der nackte Hunger mir entgegenrinst? Ist es meine Pflicht, so lange zu warten und so lange zu hoffen? Soll der Mensch die letzte Möglichkeit erschöpfen, bevor er kapituliert?

Kein Schriftsteller geht in Berlin zu Grunde. Kann ich diesem stolzen Wort eines jatten Berliners glauben? Meine Erfahrungen widersprechen ihm. Und ich traue mir die Kraft nicht mehr zu, seine Wahrheit zu erproben. Verwirrung und bange Fragen quälen mein gefoltertes Hirn. Wäre es möglich, mir eine bescheidene Existenz aus meiner Feder zu begründen, wäre mir ein schlichter Sieg trotz allem noch vorbehalten, dann wäre mein allzufrühes Verzagen wohl eine Torheit, ein Verbrechen an mir selbst. Solange ich noch hoffe, solange ich noch kämpfe, liegt das Schicksal in meiner Hand. . . Ist das wahr, o Gott, ist das wahr?

Ach, laßt mich, laßt mich, ich will nicht mehr denken, ich will nur noch sterben! Zum Siegen gehört Stärke, gehört Mut — ich habe Kraft und Mut verloren! Mut erwächst aus der Freude, er stürmt aus der Begeisterung hervor; aber ach, sie haben mir ja meine Freude genommen, meine Begeisterung gemordet, und ich bin nicht mehr derselbe, der ich damals war, ich bin ein Gebrochener! Wie soll ich da noch Kraft haben zu neuem Kampf?

Nein, schweiget mir mit eurer Hoffnung! Behaltet euren Trost! Zu Großes hab' ich gewollt; nun kann ich mich mit Kleinem nicht mehr begnügen. Euch zum Trost will ich untergehen, nur, damit es wieder einmal eine Ausnahme gibt in diesem stolzen Berlin, ein neues Exempel neben Peter Hille! Ein Glück, das zu spät kommt, wäre ja doch kein Glück mehr. Und es ist wirklich spät geworden. . .

Ueber Nacht wuchs jenes Etwas empor in meiner Seele, das lange gekeimt und Wurzeln ausgestreckt hat. Nun ist's auf einmal da, als wäre es immer gewesen. Und ich kann es ruhig ansehen; denn es hat keine Schrecken mehr für mich. Es kann sie nicht haben für einen, der aus einer Welt voll Angst und Schrecken kommt. Es ist nur die letzte Konsequenz eines verlorenen Lebens, die letzte Stufe auf einer absteigenden Bahn. Wie Ruhe nach dem Sturm kommt es mir vor oder wie die Lösung einer schwierigen Frage. Mag auch die Antwort furchtbar sein, es ist doch eine Antwort; mag es auch ein Untergang sein, es ist doch ein Ende!

O Tod, welch ein Vorgefühl von süßer Gewalt in dir ist! Alles bange Zittern, alles heimliche Beben der Angst, alle fieberhaft spornende Hoffnung, alle lähmende Enttäuschung, alles traurige Ermatten, alle freichende Verzweiflung, aller bohrende Wahnsinn — vorbei, überwunden, wie eine Krankheit von mir hinweggenommen! Ich fühle Ruhe, nichts als Ruhe. Abgeklärt ist alles, befriedigt und still. Und die lieben, ferneren Gestalten, die mich ans Leben so warm gefesselt, Vater, Mutter, Freund, Geliebte, langsam weichen sie zurück, wie hinter Nebeln und Schleiern; ich kann nicht sehen, ob ihre Augen traurig sind und weinen oder ob sie vorwurfsvoll in meinem Antlitz forschen, ich fühle nur, daß sie mir entschwinden, und es wird mir so leicht.

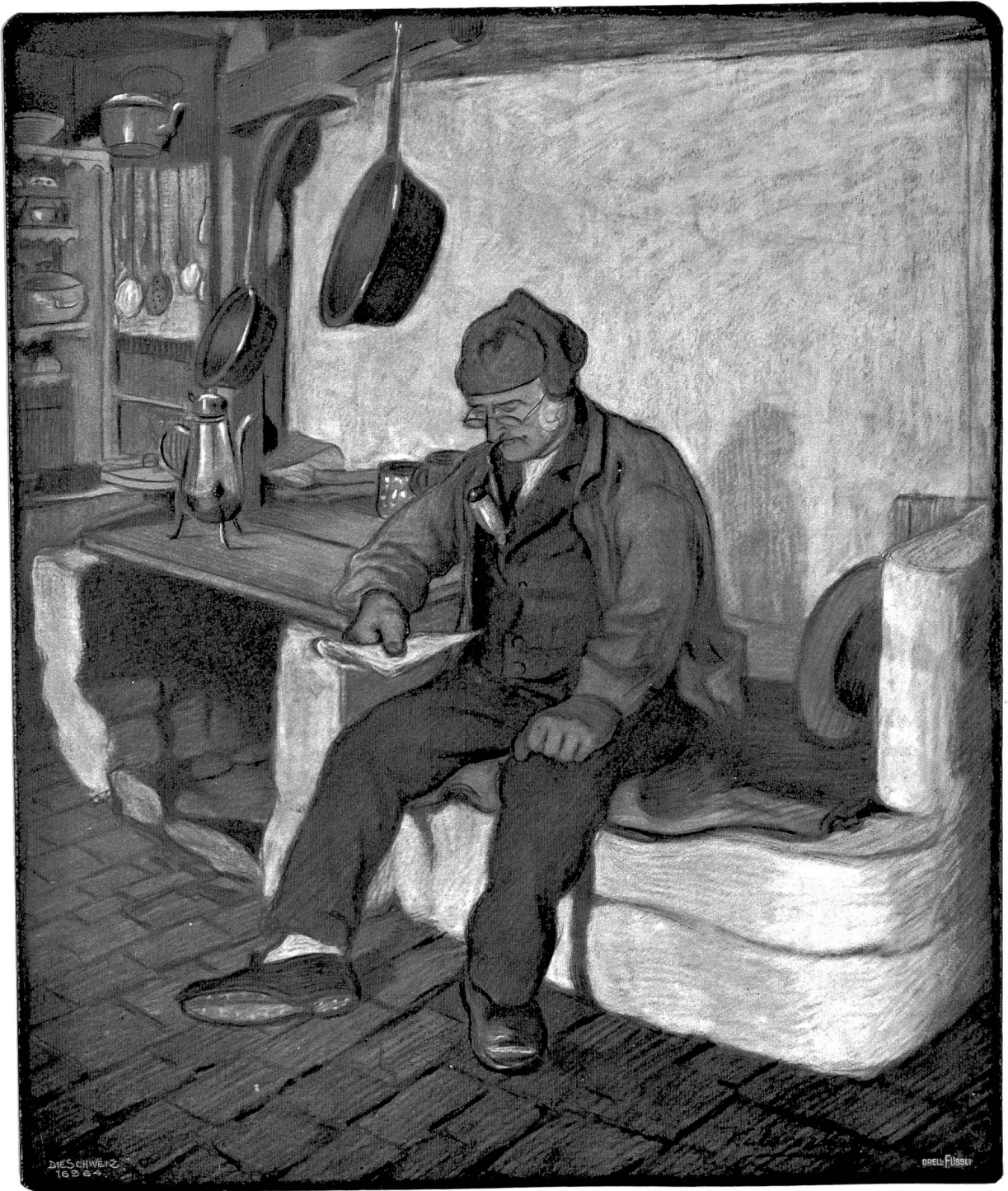
Eine große Reise muß ich noch tun. So, wie es den Verbrecher treibt, den Ort seiner Missetat aufzusuchen, ebenso treibt es den Unglücklichen nach der Stätte seines verlorenen Glückes. Es sind Naturgewalten, denen wir folgen, und mich ziehen sie nach jenem fernen Schweizerberg. . . Aralp, deine Sonne glänzt wieder licht und warm in die wachsenden Schatten meiner Seele hinein, Hinterberg, deine süße Liebeserinnerung lacht mich so seltsam lockend an und reicht mir eine milde, zitternde Hand aus schmelzenden Frühhornwolken! Es ist Kraft in ihr, und ich muß ihr folgen. O, es muß wunderbar schön, süß, erlösend und befriedigend sein, dorthin zurückzukehren, wo der letzte heiße Sonnenstrahl des Lebens mich erwärmt hat, wo mein letztes Erdengut einen Augenblick lang in meinen Armen lag. „Hier zu sterben, müßte selig sein!“ hab' ich damals gesagt. Bald, sehr bald werde ich dorthin gehen, um zu sterben. . .

Verhungert, ja, das hab' ich auch. Für diese Demütigung bin ich nicht zu stolz gewesen. Aber gebettelt hab' ich nicht. Habe mich nicht herumgeschleppt von Leidensstation zu Leidensstation bis zum völligen Zusammenbruch, habe nicht um Brot das Mitleid Fremder angerufen, das tödlich herbe, nur um Arbeit, die ich nicht bekam, und stolz und schweigend hab' ich meine Rechnung abgeschlossen, als es Zeit war, und werde gehen, da ich nicht mehr bleiben kann.

Nicht einmal die weite Reise zum Friedhof sollen mir mitleidige Seelen bezahlen; das überlasse ich euch, meinen besten Freunden, den Büchern, die der Eltern gutes Geld mir einst gekauft, aus denen ich so vieles gewann. Nie hätte ich mich von euch getrennt; nur ein Sterbender wird vom Liebsten scheiden. Und als ein Sterbender gebe ich euch jetzt aus der Hand. So viele Freude habt ihr mir gemacht, jetzt mögt ihr mir den letzten Schmerz verwinden helfen. Seid ihr einmal fort, dann wird mir der Abschied leicht, und befreiten Herzens fass' ich meinen Wanderstab. . . Fast kommt ihr mir heute schon wie Fremde vor, als grüßtet ihr mich aus einer andern Welt. Es ist die Welt, von der sich meine Seele löst, an deren verschlossener Pforte die Devise steht: Kunst und Wissen, Leben, Schaffen und Glück. . .

18. März.

Es ist getan. Leer die Schränke, leer das Büchergestell, alles Wertvolle fort aus meinem Zimmer! Der



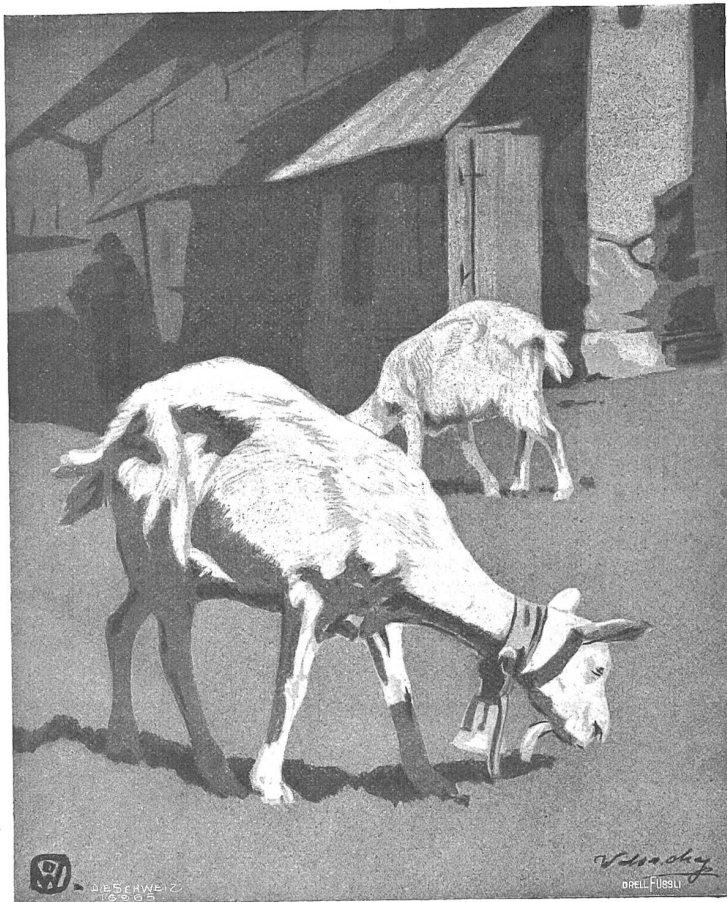
Aus Tatterbach im Simmental. Der „Aetti“.
Nach Originalzeichnung von Waldo von May, Bern-Berlin.

Antiquar hat billige Ernte gehalten; denn mit Sterbenden ist leicht handeln. Was lag mir daran, wenn ich nur soviel behielt, um reisen zu können!

Aber eine Träne fiel zu Boden, als die fremden Hände mein kostbares Gut einpackten und habgierig davontrugen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Herz so warm an diesen Büchern hinge, die ich aus der Heimat mitgebracht, die ich mir in manchen Jahren aus dem geschenkten Gelde meiner Eltern zusammengekauft. Nun habe ich nichts mehr als den Bergstock, in den mein Lenchen einst in glücklicher Stunde das Wort „Aralp“ gegraben. Wie er mich als teures Andenken hier nach Berlin begleitet hat, so soll er jetzt als letzter Freund den müden Lebenswanderer auf seinem Todesgange stützen. Er allein verknüpft mich noch mit der Welt.

Wie wohl wird jetzt das Scheiden tun! In dieser Leere könnte ich ja doch nicht mehr leben, könnte nicht mehr hier leben, auch wenn ich reicher wäre, als ich bin. Weil ich zuviel Elend gesehen habe, eigenes und fremdes, um je wieder froh zu werden. Wer zu tief ins Leben geblickt hat, dem ist es verdorben. Ich müßte millionenreich sein, um allen helfen zu können; erst dann vielleicht kehrte mir der Mut zurück, dieser armen Menschheit anzugehören. Ein Rätsel nehme ich mit mir fort: wie es Menschen geben kann inmitten der Weltstadt, die, von Elend umbrandet, von Jammer umkreist, dennoch glücklich sind. Um hier glücklich zu sein, muß der Mensch entweder kein Herz haben oder das Herz verhärten gegen Mitleid und Gefühl... Wie wenig hab' ich die Weltstadt verstanden, wie schlecht zu ihr gepaßt!

Lenchen, gute Nacht! Zum letzten Mal wird dein Eduard im schönen Berlin schlafen. Zum letzten Mal in



Ziegen. Nach Originalzeichnung von Walo von Mah, Bern-Berlin.

Berlin hat er seinen Tagesepilog in dein liebes Schicksalsbuch geschrieben — wieder kein Glück! Du bist die beste Seele von der Welt; aber deine Wünsche sind nicht eingetroffen. Das ist das Einzige, was mich an dir je betrübt hat. Gute Nacht! Und nun leb' wohl, o — „meiner Sehnsucht Land!“

(Schluß folgt).

Aus Hallers Dichtung.

Ein Beitrag zu der Feier vom 16. Oktober 1908.

(Schluß).

Erzieherisch ist im Kern Hallers große Dichtung gemeint. Mit dem Auge, mit welchem der Botaniker Haller die Blumen der Alpen aufnimmt und beschreibt, mit diesem Auge und mit diesem eingehenden Stift weiß der Menschenfreund und Menschenlehrer das Leben der Menschen zu künden. Auch in andern Gedichten äußert sich diese positive Art des Arztes und Naturforschers. Aber anderswo sind es Fragmente, Glieder, Einzelheiten. Hier ist es ein erschöpfendes, eindringliches Gemälde einer ganzen bedeutsamen Welt für sich. Eine Verherrlichung, ein Idealbild, das sich aus lauter sichern, beobachteten Einzelzügen zusammensetzt. Wäre nicht das verhängnisvolle Ringen mit der einmal erwählten Form und der Disposition, in jeder der fünfzig Strophen einen Gedanken zu entwickeln, und die Sprache, von der wir nun doch weiter entfernt sind als von der klassischen zwei Generationen später — der Strophen, die uns ihr Stück Hirtenleben lebendig, so nachhaltig wie unsere treuesten Griechen- und Nibelungenverse ins Gedächtnis malen, wären mehr. Den Anfang und den Schluß

bildet ein Hinweis auf die Unwahrheit der auf künstlicher Kultur aufgebauten Herrlichkeiten, die den Menschen so unzufrieden, so arm lassen, nein noch mehr, ihn jeder vernünftigen Lebensauffassung berauben und sein Los im letzten Ende nur verschlimmern. Den Menschen der Hyperkultur wird nun das Leben des Hirtenvolkes entgegengehalten. Es werden seine Arbeit und sein Feiertag, sein Spiel, seine Liebe und Ehe, der Gang der Jahreszeiten, das Schauspiel der Natur durch den Lauf des Tages, zuletzt der Berge Schätze an Quellen und Salz, an Gold und Kristallen besungen. So hebt der Frühling an:

Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verliert
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt,
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaszten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt;